

Rajvinder Singh und Rheinsberg – was verbindet die märkische Kleinstadt und den deutschen Literaten indischer Herkunft? Singh hatte dort fünf Monate lang das Amt des Stadtschreibers inne. Doch der Blick zurück auf die 150 Tage am Rhin zeigt: Die Begegnung dauert fort. In diesen Wochen legt der Poet ein Prosastück über die Zeit im Rheinsberger Idyll vor.

# Zuflucht im Idyll von Rheinsberg

VON DANIELA WEBER

Für Deutsche ist er ein Inder, für Inder ein Punjabi, für Punjabis ein Sikh und für Sikhs der Sohn eines Bauunternehmers: Rajvinder Singh, geboren 1956 in Kapurthala, seit 1981 in Westberlin lebend. Jetzt liegt ein knappes halbes Jahr in der brandenburgischen Provinz hinter dem Poeten. Als Stadtschreiber in Rheinsberg, wo Friedrich der II. als Kronprinz lebte und Kurt Tucholsky sein „Bilderbuch für Verliebte“ spielen ließ.

Die meisten von Singhs fünf Vorgängern verkrochen sich im Kavaliershause neben dem Schloß und entsprachen dem gängigen Klischee vom zurückgezogenen Literaten, der sich als Ortschronist versucht und dem monatlich 1500 Mark plus freies Logis gewährt werden.

## Eintauchen in die Mark

Rajvinder Singh ging die Zeit im Rheinsberger Idyll anders an – im wahrsten Sinn des Wortes. Täglich flanierte er über die Schloßstraße, grüßte die, die er nicht kannte, plauschte mit der Metzgerin und verweilte bei der Buchhändlerin, die seinen Gedichtband „Spuren der Wurzeln“ immer wieder neu bestellen mußte. Die letzte Lesung war so gut besucht, daß die Stühle in der Tucholsky-Gedenkstätte nicht reichten. „Dialogsüchtig“ – wie sich Singh immer wieder beschreibt – suchte er den Zugang zu den märkischen Bürgern.

„Ein wahrer Glücksfall für uns“, meint Peter Böhlig. Der Leiter der Kurt-Tucholsky-Gedenkstätte ist „schuld“, daß es Singh im vorigen Jahr aus der Metropole unter die 5000 Märker verschlug. „Rheinsberg ist durch Fontane und Tucholsky in die Literatur eingegangen, und es bezieht daraus bis heute seine Aura.“ Konsequenz: Als Böhlig 1993 seine Stelle antrat, regte er an, ein Stadtschreiberamt einzurichten. Im Land Brandenburg leistet sich nur noch Beeskow ein derartiges Stipendium – für einen Burgschreiber. In Rheinsberg sollen laut Satzung und im Gedenken an Tucholskys Schicksal möglichst ausländische Literaten in den Genuß der Förderung kommen.

Singh war der zweite davon. Der gebürtige Inder mit deutscher Staatsbürgerschaft ist es leid, zuerst „anders“ gesehen zu werden. Das Wort „Exil“ nimmt Singh nicht in den Mund. Er will sich zugehörig fühlen und nicht auf ewig der Fremde sein.

Als lebende Provokation sieht er sich nicht. Mit dem pechschwarzen Haar und den dun-



Mit den Statuen im Schloßpark hielt Singh stumme Zwiesprache.



Der tägliche Spaziergang ums Rheinsberger Schloß war für Rajvinder Singh unverzichtbar. In den fünf Monaten, die er als Stadtschreiber im Kavaliershause neben dem Schloß lebte, inspirierte ihn die Atmosphäre der märkischen Landschaft zu 32 Gedichten. Fotos: Andreas Labes (2), Völkmar Heinz

### Friedrich vor dem Rheinsberger Schloß

*Der da, mit kupfernem Blick  
steht da, ein eiserner Obelisk  
hat abermals sein Grab gewechselt*

*auch zu Lebzeiten  
liegen in Ruhe  
war nie seine Stärke.*

### Modus Vivendi I

*das arme Lächeln  
unterwegs  
fällt zurück  
aufs eigene Maul  
wie Spucke  
im Gegenwind.*

### Rheinsberger Stille

*Vor mir das Meer  
in mir der Sturm.*

## Rajvinder Singh



• 1956 in Kapurthala im indischen Bundesstaat Punjab geboren;

• 1979 Abschluß des Studiums

der Punjabi-Literatur an der Jammu-Universität Kaschmir mit dem Magistertitel;

• Als politischer Autor und Studentenführer wird er verfolgt und verläßt 1980 Punjab;

• 1981 bis 1988: Studium der Anglistik und Linguistik an der Technischen Universität Berlin;

• Seit 1990 freischaffender Autor;

• Bibliographie: „Literatur vor Ort“, Anthologie, Berlin 1995; „Mitlesebuch 4“, Lyrik und Prosa, Berlin 1995; „Spuren der Wurzeln“, Gedichte, Berlin 1998 (2. Auflage); „Ufer der Zeit“ und „Rheinsberger Rhapsodien“ sollen in diesem Jahr erscheinen.

kel leuchtenden Augen taugt der „kleine Inder“ – wie der untersetzte Mann in Rheinsberg getauft wurde – auch eher zum poetischen Charmeur. Gemessen kocht er seinen Gästen Tee mit Kardamon, Ingwer und Milch, schenkt freimütig indischen Whisky aus und redet vollmundig über das Karma und den Kreislauf des Lebens.

Sicher, die Ansichten zu den Stichworten Fremdenhaß, Rassismus hält er gleichfalls parat. „In Deutschland ist man sehr auf deutsch eingestellt“, umreißt der 43jährige vorsichtig die Erfahrung der letzten 17 Jahre. Im gleichen Atemzug

verweist er auf Frankreich, Holland, Belgien, England, wo Autoren anderer Herkunft, die in der Landessprache schreiben, als nationale Literaten begriffen werden.

Natürlich, er hat sich engagiert – an Dresdner Gymnasien in der Initiative „Courage gegen Fremdenhaß“ und im Berliner „Haus der Kulturen der Welt“ für den „Dialog der Kulturen“. Deutlich ist ihm jener Abend im Januar 1990 in Erinnerung, als drei Skinheads am U-Bahnhof Zoo versuchten, ihn aufs Gleis zu werfen und sechs, sieben Leute wegsahen. Lebhafter allerdings spricht er über die Ar-

zudem Hindi und Urdu vertraut sind, sucht in der Sprache die Stimmung, die Atmosphäre einzufangen, in der sich Gedanken und Empfinden formen. Er sagt: „Die Idee findet ihre Worte selbst.“

Als der Studentenführer 1980 vor Haft und Folter nach Europa floh, hatte er den Magistertitel der Universität Kaschmir und vier Sprachen im Gepäck. Deutsch war ihm fremd. Nach dem Studium an der TU Berlin war es ihm so vertraut, daß er den Sprung in die Existenz eines freien Autoren wagte. Heute schreibt er neun von zehn Texten in der „Stiefmuttersprache“.

## Die Muse kehrt zurück

Seine Art, sich in eine neue Lebenswelt zu begeben, faßt er ins Bild des Nestes: „In dem ist alles offen, da kann der Vogel des Gedankens immer hinaus und herein.“ Was der heutige Tag, der auf den gestrigen aufbaut, bringt, wie sich ein Mensch im Vakuum „Zeit“ zu rechtfindet – das ist ihm wichtig. „Kategorien sind nicht mein Weg.“ Für Singh gibt es kein Klammern an Lebensweisen oder Lebensorten.

Bleibt da Raum, sich auf eigene Wurzeln zu besinnen? „Die Kunst ist, dem Augenblick gerecht zu werden.“ Also fünf Monate Rheinsberg. Für ihn das Vermögen, „nüchtern, geschmacksfrei ein leeres Haus“

zu betreten; die Stadt, die Menschen, den See ohne vorgefaßte Ansicht wahrzunehmen. Offen für neue Begegnungen und verschlossen gegen alte Prägungen.

Singh zitiert sich selbstbewußt:

*„Wer ich bin  
oder sein werde  
entscheide ich  
aber erst nach der Begegnung  
mit den Blicken  
gerichtet auf mich.“*

Ein Hauch von Heimatlosigkeit weht durch seine Sätze. „Ich bin keine feste Einheit, ich entstehe aus dem Dialog“, entlockt er das Gedicht – eines der 32, die er in Rheinsberg auf einem alten Pult in die Schreibmaschine hackte. Im Schein der Messinglampe zerbrach die Schreibblockade aus Berliner Tagen.

Der Wechsel zwischen Provinz und Großstadt (in die er während der Rheinsberger Zeit übers Wochenende zurückkehrte) erzeugte eine Spannung, durch die er das Geschehen eindringlicher wahrnahm als üblich. „In Rheinsberg lebend habe ich Berlin erlebt.“ Für ihn die Chance, das gewohnte Zentrum zu verlassen und auch zu vermissen, Abstand und neue Blickwinkel zu finden.

Es scheint geglückt. Der Poet wendet sich, nach fünf Monaten Rheinsberg, einem Prosastück zu. Es ist die Geschichte von Sabine, einer jungen, verführerischen Frau, die in den letzten

300 Jahren dem Kronprinzen Friedrich, Theodor Fontane und Kurt Tucholsky – und nun dem Stadtschreiber begegnet. Eine Hommage an die Frau, in der Singh den Mann als gefangen in seinem Geschlecht schildert.

## Dunkle Schatten

Zwar ist es für den Stadtschreiber keine Pflicht, über Rheinsberg zu schreiben. Aber die etwa 20seitige Geschichte, die Singh im April vorlegen will, ist geprägt durch die Zeit in der „kleinen Idylle“, durch die Spaziergänge an Rhin und Grienricksee, durch das „Nachdenken aus der Bewegung heraus“.

Den Weg hinunter zum Denkmal des Kronprinzen, den mied Rajvinder Singh allerdings irgendwann – zu oft schreckten ihn nächtens stumme Telefonate auf, zu beredt waren die Blicke der Skins, die sich in Sichtweite seines Domizils gruppierten.

Er, dessen Nachname „Löwe“ bedeutet, hätte gern mit den jungen Männern in den Kampfanzügen geredet. Über Tucholskys Sentenz „In Europa ist man einmal Inländer und 22mal Ausländer – wer weise ist, 23mal“ zum Beispiel. Das Gespräch kam nicht zustande. „Meine Vorsichtigkeit und mein Studium der Kommunikation zeigten mir, es ist nicht möglich“, sagt Singh steif.